Die grosse Hemmung [Fortsetzung]

Autor(en): **Trabold, Rudolf**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **5 (1915)**

Heft 38

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-640829

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 38 — 1915 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | 18. September

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Absterben.

Von Hermann Hesse.

Wenn ich Kinder spielen sehe
Und ihr Spiel nicht mehr verstehe
Und ihr Lachen fremd und töricht klingt,
Ach das ist vom bösen Feinde,
Den ich ewig ferne meinte,
Eine Mahnung, die nicht mehr verklingt.

Wenn ich Liebesleute sehe
Und zufrieden weiter gehe
Ohne Sehnsucht nach dem Paradies,
Ach das ist ein still Verzichten
Auf des Herzens tiefstes Dichten,
Das der Jugend Ewigkeit verhieß.

Wenn ich böse Reden höre
Und mich nimmer heiß empöre
Und gelassen tu', als hört' ich's nicht,
O dann zuckt im Herzen
Still und ohne Schmerzen,
Und erlischt das heilige Licht.

(„Musik des Einsamen".)

Die große Hemmung.

Novelle von Rudolf Trabold. 7

VII.

Die Nähe der Schlacht hatte ihre Wirkung nicht verfehlt. Es kamen Flüchtige, die aus Angst von Haus und Hof geflohen und hier Schutz suchten, oder noch weiter ins Innere Frankreichs zogen. Eine Bäuerin mit zwei Kindern nahm Hildas Obdach an. Die Frau berichtete Schreckliches von den Verwüstungen, die der Feind angerichtet habe, und daß er bis zum Kreishauptort vorgedrungen sei. Die Feuerschlünde brüllten noch einmal in zwei Tagen, dann aber schwiegen sie und die Nachricht kam, die Deutschen seien weit zurückgedrängt worden. Hildas Schützlinge zogen wieder heim.

Nun kündeten die Zeitungen wirklich einen großen Sieg, der die Hauptstadt Paris vor der Gefahr, belagert zu werden, gerettet habe. Auch Briefe bekamen die Freundinnen. Herr Lamien schrieb an Colette:

Meine süße, kleine Herzensfrau!

Ich bin kaum imstande, eine Minute zu finden, um diese paar Worte für Dich zu kritzeln, aber es drängt mich so sehr, Dir dies Zeichen meiner Liebe zu geben, daß ich hier, eingezwängt im Bahnhofe, wo wir warten müssen, die Zeilen zusammenbringe. Ich küsse Dich, herzliebe Colette. O Gott, wie sehne ich mich nach Dir, ich kann es nicht in Worte fassen. Ich denke immer nur an Dich, an Dich, denn all meine Gedanken drehen sich um Dein geliebtes Bild. Wenn ich allein bin, dann lese ich immer wieder Deine Briefe, die ich wie ein heiliges Amulett auf meinem Herzen trage. Der Gedanke, Dich wiederzusehen, gibt mir allein Mut und Kraft zu all den Entbehrungen und Leiden, die wohl unser harren, denn wir sind auf dem Wege zur Front. Bleibe gesund und lieb, mein Engel. Grüße mir Madame Balandrau.

Dein auf ewig, im Leben und im Tod,

Henri.

In einem ganz anderen Tone schrieb René:

Meine liebe Frau!

Deine Briefe habe ich bekommen und danke Dir herzlich dafür. Nun habe ich endlich am Kampfe teilnehmen können und mithelfen an dem Werke, das für mich ein Erlösungswerk ist. Wir haben den Feind zurückgeworfen, nur darf es kein Zurück mehr geben für uns und auch keinen Stillstand. Unsere Soldaten sind so heldenmütig, so voller Todesverachtung, daß ich von einem wahren Stolze erfüllt bin, sie meine Waffenbrüder nennen zu dürfen. Mit solchen Vaterlandsverteidigern müssen wir siegen!

Grüße an Madame Lamien, wenn ich es in den letzten Briefen sollte vergessen haben, dann möge sie es mir verzeihen. Von Lamien habe ich schon lange keine Nachricht bekommen und ich denke, er wird als ein tapferer Franzose zum Ruhme seines Vaterlandes alles einsetzen; denn ich kenne ihn dafür. Seine Frau ist eine prächtige Genossin für Dich und ich danke es ihr, daß sie so opferfreudig Dir beisteht in dieser schweren, aber auch großen und für uns Franzosen sicher glorreichen Zeit. Sei ohne Sorge um mich.

Ich grüße Dich und rufe: Es lebe Frankreich! Es lebe die Freiheit! Es lebe unser heiliges Recht! Ich kann nicht anders als betrübt sein darüber, daß in Deinen Adern nicht das Blut meines Volkes fließt.

Immer Dein René.

Hilda konnte den Brief vor Colette nicht verbergen, sie waren ja wie Schwestern. Als Frau Lamien ihn gelesen, wußte sie, warum die Freundin so nachdenklich geworden und sie konnte sich nicht enthalten zu bemerken: „Die letzte Phrase hätte er sich ersparen können, ich traute ihm mehr Takt zu. Es nimmt mich wunder, ob er von der Flucht des 15. Korps gelesen und was er dazu sagt. Er muß sehen, es sind nicht lauter Helden unter unsern Soldaten, so wie wohl bei allen Völkern."

Hilda entgegnete nur: „Es steht uns schlecht an zu kritisieren, liebste Colette, wir verstehen doch nichts davon."

„Du hast recht, aber ich glaube, wir würden nicht davonlaufen, wenn wir auch nur Weiber sind."

Sie waren seit einiger Zeit den ganzen Tag beschäftigt mit Stricken, denn der Herbst ließ sich kühl an und man dachte an den Winter, da die Mähr vom kurzen Kriege sich ins Gegenteil umgewandelt hatte. Für die nervöse Colette war diese Beschäftigung eine schwere Geduldsprobe und sie seufzte oft, aber ließ nicht nach, sie wollte zeigen, daß sie sich überwinden konnte. Hilda sah es wohl und bewunderte sie. Um ihr die Arbeit leichter zu machen, forderte sie sie oft auf, das Strickzeug wegzulegen und ihr vorzulesen, nachher ging es dann wieder besser.

René schrieb wieder kurz, um die Frauen zu ermahnen, fleißig zu sein, da an warmen Unterkleidern bei den Soldaten großer Mangel sei. Colette maulte auf diese Mahnung hin: „Hm, als ob wir seiner Aufmunterung bedürften." Dem Briefe, den Hilda René daraufhin zusandte, fügte Colette auch einige Zeilen bei und sie schrieb:

Für ihre Grüße will ich nun auch einmal wieder persönlich danken. Es nimmt mich auch wunder, was Sie zu dem strategischen Rückzuge des 15. Korps sagen? Ich habe viel darüber nachgesonnen, um mich in die Seelenverfassung jener Soldaten hineinzudenken. Ich habe kein Recht zu einer Kritik, denn Sie werden sagen, ich sei nur ein Weib, das besser daran tue, für die Soldaten zu stricken und nähen denn in Ihren Augen sind wir sicher doch sehr untergeordnete Lebewesen — —?

Doch nun noch eines: Sie wissen, daß Ihre herzliebe Frau meine Freundin geworden ist, die ich nicht anders wie eine Schwester lieben kann. Als solche machen wir keine Geheimnisse aus den Briefen, die wir von unsern Gatten bekommen, und darum habe ich auch Ihren Brief gelesen, dem Sie einen so seltsamen Schluß gegeben. Ich glaubte immer, daß Sie über jenen Menschen stehen, die wir Franzosen Kleinliche nennen. Es tat mir darum im tiefsten Herzen weh, was Sie Hilda so kühl vorwarfen! Ja, ich kann nicht anders als Ihnen dies sagen. Ich kenne kein Weib, das so sehr der Verehrung eines Mannes würdig wäre wie Hilda. Als die Kanonen ihre Donnerstimme bis zu uns dringen ließen und mir das Herz so furchtsam zu pochen begann, daß ich nichts Eiligeres zu tun wußte als an die Flucht zu denken, da war es Hilda, in deren Adern bekanntlich ein ander Blut wie das unsre fließt, die mir durch ihren Mut und ihren furchtlosen Zuspruch bewies, daß ich noch lange nicht reif zur Heldin bin, trotz meines unvermischten französischen Blutes.

Ich bin stolz, einen Platz im Herzen dieser prächtigen Frau zu besitzen und ohne sie wäre ich nicht, was ich jetzt bin. Möge Gott Ihnen Hilda erhalten, so wie wir den Allmächtigen bitten, er möge uns gnädig aus diesen Wirrsalen führen.

Stets Ihre ergebene Colette Lamien.

Stricken, stricken, stricken, das war die Losung der einsamen Frauen, denn sie dachten an die Soldaten im Felde. Schon jetzt kündeten die Frühfröste die neuen Mühsale, die derer harrten, die den Winter in den Schützengräben zubringen sollten.

Colette wurde mit jedem Tage nervöser, denn sie hatte nun schon seit mehr als vierzehn Tagen keine Nachricht von ihrem Gatten. Endlich, als beinahe drei Wochen um, kam die ersehnte Botschaft, aber sie deutete nichts Gutes an, denn Henri schrieb nicht selbst, sondern ein Kamerad, dem er diktierte, er sei verwundet und liege in Lyon im Spital. Obschon er bemerkte, er könne selbst nicht schreiben, weil er am rechten Arme und am Fuß leide, war Colette dennoch in größter Angst. Sein Wunsch, sie möchte doch nach Lyon kommen und Madame Balandrau auch mitnehmen, wollte sie sofort ausführen. Hilda machte keine Einwendungen mehr, da sie den Winter doch nicht allein hier zubringen konnte. Die Stundenfrau mußte den Hund und die Hühner in Pension nehmen und für die Tauben versprach sie auch zu sorgen. Schon am nächsten Tage fuhren sie mit wenig Gepäck im alten Wagen des Pächters nach der Station, um die Reise nach Lyon anzutreten.

Obschon man sie vorbereitet, sich mit Geduld zu wappnen, da die Fahrt eine sehr lange sein werde, überstieg es doch Colettes Voraussetzungsvermögen, als sie für eine kurze Strecke, mit unendlichen Haltstationen, den ganzen ersten Tag brauchen mußten und nicht weiter konnten bis zum nächsten Morgen. Im Wartesaal hieß es die Nacht zubringen, denn die Ankunft und die Weiterfahrt des Verbindungszuges war ganz unbestimmt. Beim ersten Grauen des Morgens kam der Zug, aber sie durften ihn nicht benutzen, denn er war voll von Verwundeten. Das Schauspiel, das sich ihren Augen bot, war das traurigste, das sie sich denken konnten, und es nahm kein Ende, immer wieder neue, lange Züge kamen an, alle brachten sie die Opfer der Schlachten. Die Verletzten wurden um- und ausgeladen und je nach der Art und Gefährlichkeit der Wunden. Colette standen die Augen immer voller Tränen, Hilda weinte nicht, sie blickte mit großen, traurigen Augen um sich und sagte sich immer und immer wieder: An diesem Elende ist Deutschland schuld. Aber dann kam ein anderes hinzu, es fuhr ihr durch den Sinn, vielleicht könne René unter ihnen sein und sie musterte mit suchenden Blicken. Es war ihr, sie müsse hingehen und pflegen, Schmerzen lindern, Trost zusprechen. Sie war ebenso bleich wie die meisten der zerschossenen, von Entbehrungen und Strapazen, von Mühsalen und Krankheiten abgemagerten Soldaten. Colette frug sie mehr als einmal erschrocken, ob ihr nicht gut sei, so blaß sah sie aus. Sie

schüttelte nur den Kopf und forschte und frug nach, ob ein Lieutenant Balandrau vielleicht unter den Verwundeten sei. Aber niemand konnte ihr Auskunft geben. Sie fuhren wieder weiter, mußten wieder warten und warten, umsteigen, wurden nach ihren Papieren gefragt und gemustert, hatten Auskunft zu geben über ihr Reiseziel, über Herkunft und Zweck der Reise. In Langres untersuchte man ihre Reisetaschen, Colette reklamierte dreist: „Monsieur, wir sind keine Spione, wir wollen zu unsern verwundeten Gatten nach Lyon." Der Gendarm erwiderte nur, „c'est bien, mesdames", und lächelte.

Es regnete seit zwei Tagen ununterbrochen, Colettes Mut sank auf ein Minimum, und nun war es wieder Hilda, die tröstete. Nun brachten sie schon den dritten Tag mit Fahren, Warten und Umsteigen zu und immer waren sie noch nicht in Lyon. Colette bekam Weinkrämpfe vor Nervenüberreizung, sie jammerte ununterbrochen, klagte dazwischen das Gouvernement und die Bahnverwaltung mit den schärfsten Worten an; Hilda verteidigte und wollte es nicht zulassen, daß Colette die andern Mitreisenden, die ihrer Ansicht waren, ins Gespräch zog, da sie befürchtete, man könne sie am Ende noch verhaften.

Am Abend des vierten Tages kamen sie, an allen Gliedern zerschlagen, in Lyon an. Trotzdem wollte Colette sofort ins Spital, aber man sagte ihr, es nütze nichts, da die Besuchsstunden nur nachmittags seien. Sie waren von der Reise so sehr erschöpft, daß sie sich zufrieden gaben, obschon Colette bemerkte, sie habe gute Bekannte unter den Aerzten, die sie sicher noch zu ihrem Manne ließen.

Als am Morgen die Sonne grüßte, da war Colette wie umgewandelt. Die Ruhe hatte sie erquickt und die Sonne gab ihr neues Leben. Gleich nach dem Morgenkaffee machten sie sich auf, um das Rotkreuz-Spital, wo Henri liegen sollte, aufzusuchen.

Die Stadt war voller Militär und man sah überall Soldaten, die einen Arm in der Schlinge trugen oder den Kopf verbunden hatten. Sie mußten ziemlich lange suchen, bis sie das provisorische Krankenhaus fanden. Nach einer guten Stunde Fahren und Gehen fanden sie den gewünschten Ort, aber nun hatten sie vor Aufregung vergessen, Blumen zu kaufen; ohne Blumen wollte Colette nicht zu dem Kranken. Nun gingen sie auf die Suche nach einem Blumenladen, was auch nicht leicht war in diesem Quartier, in dem sich Frau Lamien, die sonst Lyon kannte, nicht auskand. Als endlich auch das geschehen, wanderten sie zurück und wurden ohne Schwierigkeiten zu Herrn Lamien gelassen. Er lag bleich und mit hohlen Wangen in seinem Bette. Als er so unerwartet Colette vor sich sah, da kamen ihm die Freudentränen und Colette beugte sich mit heftigem Schluchzen über ihn.

Die Rotkreuzschwester versicherte, daß die Verletzungen gar nicht schlimm seien und er vielleicht schon in ein paar Tagen aufstehen könne, aber Colette konnte sich nicht beherrschen, bis die nervöse Krisis vorüber war. Alsdann begann Herr Lamien selbst zu trösten, es gehe ihm ganz gut, er habe keine Schmerzen, und nun, da Colette hier sei, werde er durch ihre Anwesenheit allein schon gesund.

Hilda stand am Bette, sah sich mit ernsten, großen Augen im Krankenzimmer um, wo noch verschiedene Verwundete teils herumgingen oder in ihren Betten lagen. Wie glücklich wäre sie gewesen, wenn sie ihren René hier hätte sehen und über seinen Zustand so viel Tröstliches vernehmen können.

Herr Lamien sagte ihr Artigkeiten, er konnte aber nicht verhehlen, sie sei sehr schmal im Gesichte geworden, was ihr aber gut stehe. Sie antwortete mit einem Lächeln.

(Fortsetzung folgt.)

Jenseits des Gotthard.

Unsere Berner Truppen, die von der südlichen Grenzwacht zurückkehren, sind des Lobes voll über den freundeidgenössischen Empfang und die fürsorgliche Pflege, welche ihnen das Tessinervolk während des Grenzwachtdienstes hat angedeihen lassen. Ihr wettergebräuntes Gesicht strahlt, wenn sie des herzlichen Abschieds von den Fratelli ticinesi gedenken. Manche ängstliche Mutter, deren schmucker Sohn im zweifarbigen Tuch (auch die Feldgraue ist bekanntlich zweifarbig) bei seiner Rückkehr aus dem Tessin Land und Leute in den leuchtendsten Farben malte, wird im ersten Augenblick geargwohnt haben: „Gilt wohl diese edle Begeisterung letzten Endes nicht eher den scharmanten Sorelle ticinesi?" Mag sein, daß die erfahrene Mutter zum Teil recht hat. Junge Leute sind ja immer impulsiv im Urteilen. Halten wir uns indessen an das objektivere allgemeine Urteil der Presse. Der mündliche Bericht unserer Soldaten wird durch Schilderungen aus dem Militärleben an unserer Südfront durch herzerquickende Anekdoten noch bereichert und vertieft. „Alle erlebten Schönes. Vieles wie echte Poesie! Und was uns besonders wertvoll war, alles war durchwirkt von unverfälschtem Schweizertum. „Compatrioti, confederati," hieß es immer wieder. „I nostri bravi soldati!" Wie mancher offenbarte uns begeistert sein „Cuore svizzero!" Zuhinterst in einem Schmugglerwinkel hat uns ein 65jähriger Graubart mit heiligem Eifer versichert, auch er wolle fürs Schweizerland stehen und fallen in der Stunde der Gefahr. In unzähligen Hütten in den entlegensten Tälern und hoch oben auf den Alpen hängt das Bild des Generals und namentlich des Bundespräsidenten Motta. Ja, dann geht ein Leuchten über die braunen Gesichter, wenn man den Tessinern von Giuseppe Motta spricht, dem edlen Sohn ihres Stammes, der in diesen wildbewegten Tagen mit Kraft und Würde das Steuer der eidgenössischen Republik führt."

So schildert uns u. a. der Feldprediger des Schützenregiments 12, Hauptmann Baudenbacher in seinen trefflichen Skizzen „Aus dem schweizerischen Militärleben" das schöne Verhältnis zwischen unsern Berner Truppen und den Tessinern. Auch durch die Tessinernummer der neuen Zeitschrift „Schweizerland" gewinnt man den Tessin lieb. Ja, wir biedern Deutschschweizer können es kaum begreifen, wie wir, Eidgenossen unterschiedlichen Stammes, jahrhundertelang aneinander vorbeigelebt haben. Nur bei Anlaß tiefgreifender Störungen im tessinischen Volksleben haben wir mit ernster Miene über die Alpenmauer geblickt.

Freilich reisen alljährlich Tausende der Unsrigen durch